

Kuriositätenkabinette oder Forschungsbiotope?

Wissenschaftliche Sammlungen gelten als verstaubt und irrelevant für den Forschungsbetrieb. Viele Sammlungen sind das aber nicht. Dennoch drohen sie entsorgt zu werden. *Von Roland Fischer*

«Auch die Uni Basel hat Mörgeli-Probleme», titelte die «Schweiz am Sonntag» kürzlich. Ein interner Bericht zeige, dass für die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität akuter Handlungsbedarf bestehe. Ohne den Fall Mörgeli hätte der Bericht wohl kaum Medienaufmerksamkeit bekommen, aber nun taugte das Thema gar für Schlagzeilen.

Dass wissenschaftliche Sammlungen mit Problemen kämpfen, ist Experten schon länger bewusst - und hat weiter reichende Gründe als beim exemplarischen Fall des medizinhistorischen Museums der Universität Zürich. Eines der grössten Probleme: der fehlende Überblick. An den Universitäten und ihren Institutionen gibt es Objektkollektionen aller Art, die keineswegs immer an Museen angeschlossen sind; oft weiss niemand genau, was da alles aufbewahrt wird. Laut dem Uni-Basel-Bericht haben weniger als ein Viertel der rund dreissig Sammlungen ein akkurates Inventar.

Eingelegt und ausgestopft

Viele wissenschaftliche Sammlungen sind alt - und manche reflektieren damit ein altes Forschungsverständnis. Am Plakativsten hat man die museale Verstaubtheit wohl bei den botanischen und zoologischen Sammlungen sowie in der Medizin vor Augen. «In den Naturwissenschaften hat es mitunter tatsächlich einen Relevanzverlust gegeben», hält Flavio Häner fest, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Pharmazie-Historischen Museum Basel und Mitautor des Berichts. Manche Sammlungen reichen in die Zeit zurück, als Forscher an Herrscherhäusern Kuriositätenkabinette aufbauten. Eingelegte Organe und ausgestopfte Tiere, die eine Aura des Exotischen umgibt: Damit glauben Molekularbiologen nichts anfangen zu können. Aber es wäre gefährlich, von diesen Beispielen darauf zu schliessen, dass Sammlungen grundsätzlich eine überholte Sache wären.

«Die Wissenschaft hat sich nicht von Sammlungen wegentwickelt», sagt Anke Heesen, Wissenschaftshistorikerin an der TU Berlin mit Schwerpunkt Sammlungsgeschichte. Natürlich seien Sammlungen in manchen Fällen obsolet geworden, in manchen aber überhaupt nicht. Nie in Frage stand die Bedeutung von Belegensammlungen in der Archäologie oder der Ethnologie. Und auch botanische und zoologische Sammlungen haben einen Wert, der sich mitunter erst auf den zweiten Blick erschliesst, beispielsweise in der Biodiversitätsforschung oder mit langen Bestandsfolgen auch bereits ausgestorbener Arten, aus denen mit etwas Glück sogar noch DNA-Proben gewonnen werden können. Zudem: Selbst wenn eine wissenschaftliche Sammlung in Forschung und Lehre keine zentrale Rolle mehr spiele, bestehe ihr Wert in ihrer Funktion als Archiv, schreibt Cornelia Weber vom Hermann-von-Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik in Berlin in einem Artikel. Es sei daher notwendig, Universitätssammlungen zu bewahren, um deren Forschungspotenziale für künftige Generationen zu sichern. «Wir wissen nicht, was wir in fünfzig Jahren damit anfangen können», sagt sie.

Desinteressierte Hochschulen

So weit würde Flavio Häner nicht gehen: «Man kann nicht alles sammeln» - schon gar nicht angesichts knapper finanzieller Forschungsressourcen. Er wolle die Uni nicht zum Museum machen, aber man müsse dringend daran gehen, die Bestände zu erfassen und nötigenfalls genauer zu erforschen. Es lägen da «zum Teil Schätze, zum Teil Gerümpel». Man müsse sich einen besseren Überblick verschaffen. Deshalb lädt Häner für den 13. und 14. September 2013 zu einer Tagung in Basel ein, die ein nationales Netzwerk für die Erforschung und Erhaltung wissenschaftlicher Sammlungen an Schweizer Hochschulen initiieren soll (<http://sammlungen.unibas.ch>). Die Zeit dränge, manche Sammlungen in





Verborgene Schätze: Heilmittel-
sammlung des Pharmazie-Histo-
rischen Museums der Universität
Basel. Die Sammlung wurde in der
ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts
zusammengetragen. Bild: Valérie
 Chételat

der Schweiz sieht Häner «schwer bedroht». Die Hochschulen hätten sich zu wenig dafür interessiert.

Viele dieser einstmals für die Forschung zentralen Sammlungen sind ausgelagert worden, beispielsweise an die naturhistorischen Museen. Zahlreiche Sammlungen liegen aber auch in einem Dornröschenschlaf, irgendwo in einem universitären Keller oder in den Schränken eines Instituts. Gibt es grössere Veränderungen in der Forschungsinfrastruktur, heisse es rasch: «Und wohin nun mit der Sammlung?» Dann werde schon mal eine Sammlung entsorgt, ohne dass man genau abgeklärt habe, was sie an möglichen Schätzen umfasse, sagt Häner, der sich in seiner Dissertation eingehend mit den Sammlungen in Basel beschäftigt hat.

Im Abseits

In Deutschland ist man weiter. Auf die Frage, ob wissenschaftliche Sammlungen in einer Krise steckten, antwortet Anke te Heesen: «2008 hätte ich ja gesagt, inzwischen hat sich einiges getan.» Der Deutsche Wissenschaftsrat erarbeitete einen Bericht, laut dem Sammlungen zur Forschungsinfrastruktur gehören. In der Folge wurde eine Koordinierungsstelle gegründet. Cornelia Weber sagt, es habe sich ein neues Bewusstsein entwickelt, nicht nur auf die Einzelsammlungen zu fokussieren. Eine ähnliche Dynamik soll nun auch in der Schweiz angestossen werden, hofft Flavio Häner.

Die schöne neue Welt der grenzenlosen Abrufbarkeit muss nicht zur Bedrohung für ortsgebundene Objekte werden. Mit der Vernetzung und der Digitalisierung kann man Sammlungen neue Impulse verleihen. Eine zentrale Datenbank beispielsweise könnte sie für neue Forschungsvorhaben auch aus fremden Disziplinen erschliessen. Mit der Vernetzung beziehungsweise Koordination ist es in der Schweiz allerdings noch nicht weit her. Wenn man beispielsweise an der Universität Zürich dem Verantwortlichen für die Sammlungen ein paar Fragen zur strategischen Ausrichtung stellen will, landet man im Abseits: Einen übergeordneten Verantwortlichen gibt es nicht, wie an den meisten Hochschulen. Eine Ausnahme ist die Universität Basel, die der Universitätsarchivarin Susanne Grulich die Koordination der wissenschaftlichen Sammlungen übertragen hat.

Zu Fragen der Strategie ist in der Schweiz noch kaum Vorarbeit geleistet worden. Beat Müller, Sprecher der Uni Zürich, betont immerhin, dass universitäre Sammlungen eine Bedeutung für Lehre und Forschung haben müssten, sonst würden sie ihren Zweck verfehlen. Reine Publikumsmuseen an den Universitäten: Dahin geht die Reise also nicht. Wohin sie sonst gehen könnte, darüber sollte man sich dringend Gedanken machen.